

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

**HERR,**

ich aber bleibe immer bei dir,

du hältst mich an meiner Rechten.

Du leitest mich nach deinem Ratschluss  
und nimmst mich am Ende aus in Herrlichkeit.

Was habe ich im Himmel außer dir?

Neben dir erfreut mich nichts auf der Erde.

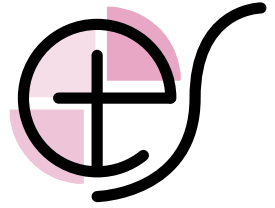
Auch wenn mein Leib und mein Herz verschmachten,

Gott ist der Fels meines Herzens

und mein Anteil auf ewig.

Psalm 73, 23-26

**Evangelische  
Sammlung  
in Württemberg**



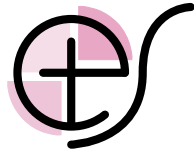
RUNDBRIEF 22



Oktober 2003

I N H A L T

Evangelische  
Sammlung  
in Württemberg



Jahresbericht	<i>Hartmut Ellinger</i>	3
„Ach bleiben Sie doch da“ – Ermutigung zur Sterbebegleitung	<i>Renate Klingler</i>	9
Lehre beurteilen!	<i>Werner Schmückle</i>	17
Am Sterbebett der Mutter	<i>Johannes Gillhoff</i>	19
Buchbesprechungen		23



# Jahresbericht

*des stellvertretenden Vorsitzenden  
Dekan Hartmut Ellinger  
Vorgetragen bei der Landesversammlung  
der Evangelischen Sammlung in Württemberg  
am 7. September 2003 in Denkendorf*

Mit dem Jahresbericht möchte der Landesvorstand der Evangelischen Sammlung die Teilnehmenden der Landesversammlung teilhaben lassen an seiner Arbeit. Dass dieser Bericht heute durch einen der beiden Stellvertreter des Vorsitzenden abgegeben wird macht deutlich, dass die "Sammlung" keine "Ein-Mann-Schau" ist, sondern dass Aufgaben und Verantwortung auf verschiedenen Schultern ruhen, nicht nur auf denen des Vorsitzenden und seiner Stellvertreter, sondern auf denen des gesamten Landesvorstands, der in der Regel drei- bis viermal jährlich zusammenkommt.

Die Aufgabe, der sich der Landesvorstand verpflichtet weiß und der er nachzukommen sucht, ist in einem neu gestalteten Vorstellungsblatt ("Flyer" sagt man heute dazu), mit dem auf die "Sammlung" werbend hingewiesen werden soll, so formuliert: "Die Evangelische Sammlung nimmt Stellung zu theologischen und ethischen Fragen in Kirche und Gesellschaft". Sie tut dies auf der Grundlage des "Evangeliums von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist ... Sie weiß sich (dabei) den Kernaussagen lutherischer Theologie verpflichtet: *Solus Christus* ('allein Christus'), *sola gratia* ('allein aus Gnade'), *sola fide* ('allein durch den Glauben'), *sola scriptura* ('allein die Schrift').

Aus dieser Grundlage erwächst das "Anliegen, den Dienst am Evangelium zu unter-

stützen, das Leben unserer Kirche mitzugestalten und den missionarischen Auftrag wahrzunehmen".

## Mission

Damit ist das erste Stichwort genannt, auf das ich in diesem Bericht schwerpunktmäßig eingehen möchte: *Mission*. Es ist der missionarische Auftrag, der aus dem Hören auf das Evangelium erwächst, dem sich die Sammlung verpflichtet weiß.



Im letzten Rundbrief sind "Thesen zum Thema Mission" abgedruckt. Die Vorlage dazu stammt von unserem Landesvorstandsmitglied Dr. Jochen Arnold, dem ich dafür herzlich danke. Diese Thesen versuchen einmal eine Standortbestimmung von Mission im Leben der Kirche, aber auch des einzelnen Christen aufzu-

zeigen, wobei sie besonders nach dem Verhältnis von Mission/Evangelisation und Dialog fragen, zum andern sind sie eine Einladung zum Gespräch über Wesen und Auftrag der Mission. Denn auch wenn seit der Synode der EKD in Leipzig 1999 mit dem Thema: "Reden von Gott in der Welt – Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend" so etwas wie eine Renaissance des Begriffs "Mission" in unseren Kirchen eingesetzt hat, so wird, was Mission ist und wie sie wahrgenommen werden soll, innerhalb unserer Gemeinden und von Gliedern unserer Gemeinden sehr unterschiedlich gesehen, wahrgenommen und praktiziert. Dies hängt m.E. damit zusammen, dass zwischen religiös ("wir glauben doch alle an einen Herrgott!") und christlich nicht mehr unterschieden wird. Neutestamentliche Aussagen über Jesus Christus, wie: "In keinem andern ist das Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden" (Apg 4,12) oder Jesu Selbstaussage im Johannesevangelium "Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich" (Joh 14,6) werden als intolerant und anmaßend gesehen. Hier müssen wir – gerade auch im Hinblick auf unseren missionarischen Auftrag - darauf beharren: Weil es dem Evangelium nicht nur um das Wohl des Menschen geht sondern um sein Heil, sein Gerettetwerden durch Gott, und dies von Gott an den Glauben an Jesus Christus gebunden ist, darf Mission das Zeugnis von Jesus und die Einladung zum Glauben an ihn niemandem schuldig bleiben. Dies hat mit Überheblichkeit oder Besserwisseri oder

gar mit Intoleranz nichts zu tun. Hier ist vielmehr der Kern unseres christlichen Glaubens angesprochen.

Gewiss gilt zunächst, dass sich Christen und Nichtchristen in ihrer Situation als Menschen vor Gott in nichts unterscheiden. Die "Thesen zur Mission" sagen im Blick auf *alle* Menschen: "Adressat der Mission Gottes ist der Mensch, der sich, obwohl er geliebtes Geschöpf ist und bleibt, immer wieder von seinem Gott abwendet. ... Mission heißt, sich dem Menschen zuwenden, ihn anzureden als ein von Gott geliebtes Geschöpf, als nicht auf ewig verworfenen Sünder, kurz: als einen, dem Gottes Gnade und Versöhnung gilt. Der Schöpfungsauftrag Gottes an alle Menschen bleibt indes bestehen, auch der natürliche, sündige Mensch, der sich nicht zu Christus bekennt, verliert das Prädikat der Ebenbildlichkeit nicht. Der Auftrag, für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einzustehen, gilt allen Menschen. Dies ist die Grundlage, auf der – angstfrei – der Dialog mit Menschen anderen Glaubens (oder auch ohne Glauben) geführt werden kann.



Der interreligiöse und interkulturelle Dialog ist eine ethische Aufgabe mit dem Ziel, "religiöse Positionen und Traditionen kennenzulernen, einander zu verstehen, und sich tolerant und menschenfreundlich zu

begegnen trotz religiöser, kultureller und ethnischer Verschiedenheit..." Für das Zusammenleben und auch Überleben ist es geboten "von einander zu lernen und einander zu helfen, indem wir gemeinsam Verantwortung übernehmen für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung in einer Welt, deren Wohl auf dem Spiel steht. Im Gespräch können gemeinsame religiöse Wurzeln entdeckt und Gottes Offenbarung, wie sie in Schöpfung und Geschichte geschieht und geschehen ist, in unterschiedlichen Gestalten betrachtet werden. ... In einem solchen Dialog findet eine immer wieder neue Abklärung der eigenen Position statt, die christliche Identität kann so an Profil gewinnen. Dialog ist, so die These, "Friedensdienst", eine Aufgabe christlicher Ethik. Sie ist gleichsam ‚Vorletztes‘ und zugleich ‚Gebot der Stunde“

Neben all dem Gemeinsamen, das in unserer Geschöpflichkeit begründet ist, kann Mission, die das Evangelium unter die Leute bringen will, dann aber gerade nicht verschweigen, was dieses Evangelium ist und ausmacht. Damit ist sie bei ihrem Ureigensten, das den christlichen Glauben von allen Religionen unterscheidet. Es besteht in der Erfahrung der heilsamen Zuwendung Gottes zur Menschheit in der Geschichte Jesu Christi, die nur der macht, der an Jesus Christus glaubt. Diese Zuwendung Gottes zur Welt geschieht nach dem Zeugnis des NT in der Sendung Jesu, die das Johannesevangelium beschreibt: "Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigerzeugten Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe sondern ewiges Leben habe". Die Sendung Jesu, sein

Kommen in die Welt, ist Zeichen der Liebe Gottes, die von Gott her mit einer Absicht verbunden ist: Menschen sollen nicht verloren gehen, Menschen sollen gerettet, erlöst werden! Wenn wir Mission verstehen als Teilhabe an der *missio Dei*, an Gottes Liebeswillen für die Welt, dann kann sie nie absichtslos geschehen, sondern zielt ab auf die Rettung von Menschen. Diese von Gott angebotene Rettung, das Heil, das Gott schenkt, ist aber untrennbar an den Glauben an Jesus Christus gebunden. Deshalb kann christliche Mission nicht darauf verzichten, zum Glauben an Jesus, und ihn allein, einzuladen.

Die "Thesen zur Mission" reden darum von "Evangelisation als Bezeugung der letzten Wahrheit" und stellen fest: "Evangelisation unterscheidet sich vom interreligiösen Dialog wesentlich darin, dass sie nicht im humanen, sozialen oder politischen Engagement für die Welt und die Menschheit aufgeht, sondern auch ‚das Letzte‘ (Bonhoeffer), was uns aufgetragen ist, nicht verschweigt, die Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders (Röm 4,25). Die Mitte dieser Botschaft ist der gekreuzigte und auferstandene Christus für uns, also der Artikel, mit dem nicht nur die Kirche, sondern die ganze Welt steht und fällt. Es geht darum, das Wort vom Kreuz und die Gewissheit des Sieges Jesu Christi über den Tod in die Welt hinauszutragen und sie in Wort und Tat zu bezeugen."

Mit diesen Thesen, die auch schon innerhalb des Landesvorstandes zu angeregten Diskussionen geführt haben, versuchen wir, unsere Standortbestimmung von Mission deutlich zu machen: Offen für das



Gespräch mit allen, auch Nichtchristen, wo es um die von uns Menschen zu gestaltende gemeinsame Zukunft dieser Erde, um den Frieden, um das Wohl der Menschen geht. Aber unverrückbar beim Evangelium von der Rechtfertigung des Sünders, die allein Jesus Christus durch seinen Tod und seine Auferstehung wirkt, der zu glauben und zu vertrauen uns das Evangelium einlädt. Ich hoffe und wünsche es nicht nur für die Evang. Sammlung, sondern für unsere ganze Kirche, dass sie in diesem Sinne weiterhin zusehrend missionarisch ist.

## 10. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes



Einen kurzen Blick möchte ich im Rahmen dieses Berichts noch werfen auf die gerade zu Ende gegangene 10. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB), die von 21. – 31. Juli in Winnipeg in Kanada unter dem Thema "Zur Heilung der Welt" (Offb 22,2) stattgefunden hat.

Im LWB sind z.Z. 136 Kirchen verbunden, denen 61,7 Millionen der etwa 64,5 Millionen Lutheraner weltweit zugehören. Auch unsere "Evangelisch-lutherische Landeskirche in Württemberg" ist Mitgliedskirche und war mit sechs Delegierten vertreten; ich war einer von ihnen.

Die Vollversammlung, an der jede Mitgliedskirche mit mindestens zwei Delegierten vertreten ist, ist das oberste Entscheidungsorgan des LWB. Sie lässt sich über die Arbeit seit der letzten Vollversammlung berichten, wählt die Mitglieder



des Rates, der zwischen den VV die Arbeit des Genfer Stabes begleitet und legt in Grundzügen die zukünftige Arbeit und Ausrichtung des LWB fest. Die Delegierten tauschen ganz konkret bei gemeinsamen täglichen Bibelarbeiten Erfahrungen aus und beschäftigen sich mit Fragen und Themen, mit denen ihre Kirchen konfrontiert sind. Weiterhin feiern sie gemeinsame Gottesdienste, die in der kulturellen Vielfalt der TeilnehmerInnen ihren Ausdruck finden. Dazu gehörte zum Tagesbeginn jeweils ein Abendmahlsgottesdienst, und an verschiedenen Abenden – dem Thema entsprechend – Heilungsgottesdienste.

Der zehnten LWB-Vollversammlung waren durch den Rat folgende spezifische Aufgaben aufgetragen worden:

- zu prüfen, wie wir inmitten der Gebrochenheit in Kirche und Gesellschaft Gottes Werkzeuge für Heilung, Gerechtigkeit und Versöhnung sein können,
- unser Verständnis und unsere Erfahrung der lutherischen *Communio* zu vertiefen, indem wir uns mit Unterschieden und Verschiedenartigkeit auseinandersetzen und unsere Gaben miteinander teilen,
- eine Verpflichtung zu engerer und vertiefter Zusammenarbeit innerhalb der ökumenischen Bewegung und zu einem Leben in der in Christus geschenkten Gemeinschaft herbeizuführen,
- die sich den lutherischen Kirchen in den heutigen multikulturellen und multireligiösen Kontexten stellenden Herausforderungen wahrzunehmen und

- den vor allem durch die Globalisierung der Wirtschaft entstehenden geistlichen, gesellschaftlichen und ökologischen Herausforderungen zu begegnen.

Das sind anspruchsvolle Themen, die z.B. im Blick auf die Herausforderungen, die sich den lutherischen Kirchen in den heutigen multikulturellen und multireligiösen Kontexten stellen, zu ähnlichen Ergebnissen kamen, wie ich sie vorher im Blick auf unsere Thesen zur Mission vorgetragen habe. So heißt es in der Schlusserklärung der Vollversammlung über die "Mission in multireligiösen Kontexten": "Wir können auf keinen anderen Weg der Erlösung hinweisen als auf Jesus Christus; gleichzeitig können wir der Erlösungsmacht Gottes keine Schranken setzen." Mission wird nicht nur als Verkündigung verstanden, sondern auch als Dialog, wie unser Glaube seinem Wesen nach selbst dialogisch ist. "Mission will nicht Spaltungen vertiefen, sondern will 'zur Heilung der Welt' beitragen."

Für einige enttäuschend, für mich und andere eher ermutigend war, wie die Delegierten aus Afrika und Asien, aber auch aus Osteuropa verhinderten, dass die europäisch-nordamerikanische Diskussion zum kirchlichen Umgang mit verschiedenen Lebensformen, Lebenspartnerschaften von Homosexuellen etc. sich zu Resolutionen oder Anträgen an den Weltbund, hier Konsultationen und Studienvorhaben durchzuführen, verdichteten. In großer Eindeutigkeit wurde von diesen Kirchen festgestellt, dass Segnungen gleichgeschlechtlicher Partnerschaften nicht sein können, weil sie von biblischen Aussagen



nicht gedeckt sind. Das Thema ist damit sicher nicht ein für alle mal aus der Diskussion und Arbeit des Weltbundes verschwunden; die Befürworter und Verfechter der völligen Gleichstellung von Homosexuellen werden die Thematik am Kochen halten.

Um der größeren ökumenischen Gemeinschaft innerhalb des LWB aber auch des Ökumenischen Rates der Kirchen willen – vor allem aber auf Grund der Autorität der Bibel, die hier für uns – wie für die Geschwister in Afrika und Asien unumstößliche Autorität ist – wird die Sammlung festhalten an ihrem Nein zur Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Staatliche Gesetzgebung im Blick auf die rechtliche Anerkennung solcher Partnerschaften kann hier nicht erkenntnisleitend für uns sein. Hier muss man Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Als Sammlung halten wir daran fest: Gottes Segen gilt allein der Ehe, die Jesus als gottgewollte Lebensordnung von der Schöpfung her bekräftigt hat: "Habt ihr nicht gelesen: Der im Anfang den Menschen geschaffen hat, schuf sie als Mann und Frau und sprach: ‚Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seiner Frau hängen, und sie zwei werden ein Fleisch sein?'" (Mt 19,4f). Die Geschlechtsgemeinschaft gleichgeschlechtlicher Paare beschreibt Paulus als Kennzeichen und als Ausdruck einer gefallenen Schöpfung, in der Gott nicht die Ehre gegeben wird (Röm 1,26f). Was Gott nicht ehrt, kann auch nicht unter Gottes Segen stehen.

Die Ablehnung der Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften heißt nicht automatisch auch Ablehnung der

betroffenen Personen. Auch für sie gilt selbstverständlich, dass Gottes Liebe und Zuwendung jedem Menschen gilt. Das hat dann wohl Auswirkungen für unseren Umgang mit den betroffenen Personen, denen unsere Achtung und seelsorgerliche Zuwendung gelten muss. Zu einer biblisch-reformatorischen Rechtfertigungslehre gehört jedoch, dass zwischen Person und Tat klar unterschieden wird. Gott rechtfertigt den Sünder, nicht die Sünde.

### **Neugestaltung der Öffentlichkeitsarbeit der Evangelischen Sammlung und Personelles**

Neben diesen grundsätzlicheren Äußerungen soll nicht unerwähnt bleiben, dass sich im Blick auf die Öffentlichkeitsarbeit der Evangelische Sammlung im zurückliegenden Jahr einiges getan hat. Der Rundbrief hat ein neues Aussehen – ich denke, dieses face-lifting hat ihm nicht geschadet. Wir sind unter [www.evangelische-sammlung.de](http://www.evangelische-sammlung.de) im Internet vertreten; ein neuer Flyer ist entstanden und will auf die Sammlung aufmerksam machen. Wir hoffen natürlich, dass wir damit gute Gefäße für noch bessere Inhalte, auf die es uns eigentlich ankommt, gewonnen haben.

Personell hat sich im Landesvorstand ein Wechsel im Amt des Rechners vollzogen. Von Herrn Hermann Ebert aus Ostfildern ist diese Aufgabe an Herr Günter Wohlfarth aus Plüderhausen übergegangen. Ich bin am Ende und bedanke mich für Ihr geduldiges Zuhören.

Renate Klingler

**“Ach, bleiben Sie doch da!”**

Ermutigung zur Sterbebegleitung

*“Ach, bleiben Sie doch da, bat mich die Pflegerin im Altenheim. Eigentlich wollte ich ja nur einen kurzen Besuch bei der alten Dame machen. Sie war mir über viele Jahre zu meiner mütterlichen Freundin geworden. Sie hatte sich so gefreut, als ich kam. - Die Pflegerin wies still auf die dunkel marmorierten Hände und sagte noch einmal: ›Ach, bleiben Sie doch da.‹ Ja, und dann starb sie etwa zwei Stunden später in meinen Armen. Bis zuletzt hab ich mit ihr gesungen. Und ich weiß, sie hat es gehört.”*

*Als Frau M. mir davon erzählte, standen ihr Tränen der Erschütterung in den Augen. “Und es war so schön”, setzte sie noch hinzu und wollte sich gleich entschuldigen für dieses “schön”. Aber ich wusste, was sie meinte: Es war wirklich schön, erschütternd schön. Es war gut. Es war ganz intensives Leben – dieses Sterben. “Und ich hatte nicht gewusst, dass ich das kann.”*

Wir sind umgeben vom Sterben. Kein Mensch kann leben, ohne vom Sterben betroffen zu sein. Es sterben Großeltern, Eltern, Kinder, Nachbarn, Freunde, Bekannte und Unbekannte. Menschen, deren



Leben eng mit dem unsren verknüpft ist, und Menschen, deren Namen und Angesicht wir nicht kennen. Zuletzt wir selbst. Erst dann sind wir diesem Gesetz unseres Lebens entnommen.

Früher wurde im engen Zusammenleben gestorben. Heute geschieht es abseits: auf den Fernsehschirmen, in der dritten Welt, an den Straßenrändern, in Pflegeheimen und Krankenhäusern. Und zunächst einmal möchten wir uns die Entscheidungsfreiheit nehmen oder behalten, ob wir uns davon betreffen lassen wollen. Ob wir genauer hinschauen, ob wir im Vorbeifahren anhalten, Zeit “opfern”, oder ob es dafür nicht doch Profis gibt – jene, die es gelernt haben, die dafür bezahlt werden.

Lange betrifft es immer nur andere. Und dann rückt das Sterben vor, hinein in unseren engsten Lebenskreis. Und es wird schwieriger mit unserer Entscheidungsfreiheit, ob wir uns dem aussetzen wollen. Viele Ängste, Schuldgefühle und Unsicherheiten prägen diese Entscheidungssituation. Eigentlich wollen wir schon ..., eigentlich ahnen wir noch, dass wir doch sollten ..., aber da sind so viele "Aber": Ich kann das nicht, ich weiß nicht, was ich tun oder sagen soll, alleine schaffe ich es sowieso nicht. "Ach, bleiben Sie doch da." Ich möchte Ihnen Entscheidungshilfen anbieten und Mut machen, zu bleiben, wenn Sie dies hören oder spüren, wie auch immer, von wem und wo auch immer.

*"Ach, bleiben Sie doch da." Die Pflegerin hatte sich gegenüber Frau M. zur Gesprächspartnerin gemacht für die alte Dame, die selbst nicht mehr bitten konnte. Hoffentlich bittet einmal jemand für uns: "Ach, bleiben Sie doch da.", und hoffentlich ist dann jemand da.*

Wir müssen uns wohl ganz nüchtern mit dem Gedanken an unser eigenes Sterben aussetzen. Wie möchten Sie sterben? Die weitaus meisten Menschen antworten darauf: "Zuhause. Im Kreis meiner Angehörigen." Dem steht entgegen, dass die weitaus meisten Menschen unserer Gesellschaft in Pflegeheimen und Krankenhäusern sterben. Warum? Reicht am Ende einer intensiven

Pflegezeit die Kraft der Angehörigen nicht mehr, die letzte, sicherlich schwierige Wegstrecke gemeinsam zu gehen? Meinen Sie – möglicherweise unbewusst –, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein, ausweichen zu müssen, jetzt die professionellen Helfer vor zu lassen?

Wie möchten Sie sterben? In Beziehungen, in denen dieser Frage rechtzeitig nicht ausgewichen wird, fallen bewusste Entscheidungen, die für beide Seiten möglichst gut sind, und dann nimmt nicht irgendein anderer "das Heft in die Hand", und die Betroffenen erleben nur noch, dass sie es so doch nicht gewollt haben. Wie möchten Sie sterben? Die meisten Menschen möchten an der Hand eines Menschen sterben, nicht allein gelassen, nicht hinter Maschinen oder Apparate abgeschoben, nicht in einem Pflegebett vergessen. Wollen nicht nur das Erschrecken und die Scheu der andern erleiden, brauchen jemanden, der einfach nur dableibt. Wer möchte, dass ihm bei seinem Sterben eine Hand gereicht wird, dass ihm ein Mensch nahe ist, der sollte heute dem die Hand reichen, ihm nahe bleiben, der ihn – vielleicht wortlos – bittet: "Ach, bleiben Sie doch da."

*"Ich habe nicht gewußt, dass ich das kann."*

Es bedurfte nur etwa zweier oder dreier Generationen, dass uns intuitive Erfahrungen und menschliches Grundwissen im Zusammenhang des Sterbens verloren gegangen sind. Laut Statistiken sah früher ein Vierzehnjähriger zum erstenmal einen toten Angehörigen, heute ist man vierzig,

ehe man sich dieser Situation – vielleicht – stellen muß.

Oft kam nur noch der Anruf vom Krankenhaus, dass die Oma gestorben sei. Und was geschah in den Stunden zuvor? Niemand hatte sie miterlebt. Niemand sprach darüber. Und vielleicht spürten wir, dass wir auch nicht fragen sollten. Aber Nichtwissen macht uns unsicher. Nichtwissen macht uns Angst. Und diese Angst steigt dann wieder in uns auf, wenn sich Situationen wiederholen. Diese Angst läßt uns ausweichen: "Nein, das kann ich nicht." Diese Angst läßt uns Prioritäten anders setzen, dann haben wir immer Wichtigeres zu tun, als zu bleiben.

Viele Menschen spüren heute, dass uns in dieser Entfremdung des Sterbens in unserem Leben die Erfahrung von Nähe, Wärme, liebevollem Beistand verloren gegangen ist. Sie fangen an zu fragen, suchen nach Antworten.

Was kann ich tun – am Bett eines sterbenden Menschen?

Zunächst einmal nichts, und das ist sehr viel. Wir alle sind geübt im Agieren, im Eingreifen, im Zupacken. Es fällt uns ungleich schwerer, unsre Hilflosigkeit einzugestehen, auszuhalten, dass nichts oder nichts mehr zu tun ist, zuzulassen, dass ich nur noch gefragt bin, einem Menschen meine Nähe zu schenken, zu bleiben.

Was zu tun ist für einen Schwerkranken, sind die Handgriffe der Pflege. Diese sind delegiert oder lange eingeübt, alltäglich geworden in einer längeren oder kürzeren Krankheitszeit. Sie bringen Achtung, Verständnis und liebevolle Zuwendung zum Ausdruck, sind aber auch immer wieder eingebunden in das schwierige Wechselspiel von Macht und Ohnmacht, Stärke und Schwäche, Agieren und Ausgeliefert-

sein. Und die Rollen wechseln zwischen dem Pflegenden und dem Kranken. Da keimt auch Zorn, und wir werden schuldig werden. Eine junge Frau, die ihre ganz verwirrte Großmutter mit betreut, gestand: "Manchmal ist es sehr schwer, sie als die liebzuhaben, die sie heute ist, nicht nur die Erinnerung daran, wie sie einmal war."

Unsere Liebe ist in Zeiten der Erschöpfung, der Trauer, der Wut, des Verletztseins, der Kränkung gefährdet. Deshalb ist es wichtig, daß ich außerhalb der Krisensituation für mich grundlegend beschlossen habe, in aller Schwachheit ihre oder seine Würde zu schützen, zu achten. Deshalb ist es so wichtig, dass wir von Verzeihung und Vergebung wissen und davon, dass wir jeden Tag neu aus den Kraftquellen Gottes leben dürfen.

*"Bis zuletzt hab ich mit ihr gesungen.*

*Und ich weiß, sie hat es gehört."*

Menschen die wissen, dass sie bald sterben werden, werden im vielfachen Sinne hellhörig. Sie hören zwischen und hinter unseren Worten. Laute und oberflächliche Worte tun ihnen weh. Formelhafte Trost- worte verletzen. Sie erleben und erleiden, was Dietrich Bonhoeffer so formulierte: "Es gibt einen Maßstab für das Große und Geringe, für das Gültige und Belanglose, für das Echte und das Gefälschte, für das Wort, das Gewicht hat, und für das leichte Geschwätz: das ist der Tod." Merken wir es uns, denn als Begleitende sind wir in der großen Gefahr zu versuchen, unsere Hilflosigkeit mit vielen Worten zuzu- decken.

Es ist für Christen eine gute Übung, an der Tür des Krankenzimmers zu beten: "Herr, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Öffne du mir den Mund, oder lass mich schweigen."

Vielleicht gehen wir miteinander auf eine Zeit zu, in der Worte überhaupt keine Rolle mehr spielen, in der alles gesagt ist. Unterschätzen wir nicht den Wert dieser Zeit. Es tut weh, weh für den Sterbenden, wenn Angehörige eilig ein Sterbezimmer verlassen mit der Bemerkung: "Er (oder sie) ist ja überhaupt nicht mehr ansprechbar."



Machen wir doch statt dessen miteinander am Bett eines schwer kranken oder sterbenden Menschen die Erfahrung des "heiligen Schweigens". Des Schweigens, das beredter ist als viele Worte. Des Schweigens, in dem Mimik und Gestik, ein Blick, ein Händedruck, sein Abwenden, unser Zuwenden fragen und antworten. Des Schweigens, das aufmerksam zugewandt hört.

Auch die Antwort hört auf unsere Frage, ob wir mit ihm singen oder beten dürfen. Und diese Antwort ist zu achten, auch wenn sie ein Nein bedeutet. Unsre stille

Fürbitte ist deshalb doch trotzdem möglich. Und sein oder ihr Zögern und Zweifeln braucht vielleicht ganz nötig unseren "Fürglauben", unser Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes. Wenn uns ein Ja antwortet und uns unsre eigenen Worte allein so unzureichend erscheinen, werden wir den Schatz der Psalmen erfahren. Und im Summen oder Singen vertrauter Töne und Lieder werden wir dem Sterbenden gleichsam ein Gelände anbieten können, "wenn zum Beten die Gedanken schwinden".

Zum besseren Verstehen der "Botschaften" eines Sterbenden hilft uns vielleicht dieses Wissen: Sterben gehört zum Leben, und alles Leben ist ein Wachsen und Reifen. So ist auch das Sterben ein innerer Reifungsprozess, der *verschieden Phasen* durchläuft, die so zu fassen versucht wurden:

### 1. Verneinung und Leugnung

Wir hören: "Das kann nicht sein, da wurden sicher die Krankenunterlagen verwechselt," oder ähnliches, und kein Begleiter hat das Recht jetzt hier "die Wahrheit" aufzuzwingen. Das entsetzte Erschrecken braucht noch den Schutzmantel des Verdrängens.

### 2. Protest und Zorn

Wir hören: "Warum ich ...?". Da wachsen Wut und Zorn, Glaubenszweifel und Hader mit Gott, auch bei Menschen, die uns in Ihrem Christsein immer Vorbild waren. Wir sollten es ihnen nicht "verbieten", sonst drängen wir sie in eine innere Isolation, die sehr einsam macht. Aufrichtige Gesprächspartner und unser Gottvertrauen helfen wohl mehr.

### 3. Verhandeln

Wir hören: "Nur noch einmal ...", oder: "Wenn...dann ..". Die Bruchstückhaftigkeit des Lebens wird bitter bewußt. Vielleicht läßt sich das eine oder andere mit liebevoller Fantasie noch möglich machen.

### 4. Depression, Trauer, Schuldgefühle

Wir erleben den Sterbenden still und in sich gekehrt. Vielleicht können wir ihm die Hand reichen hinein in "das Tal der Tränen", vielleicht durch ein Wort, ein Lied, unser Mit-Ausharren und unsere Bitte um den Heiligen Geist, den Tröster.

### 5. Einwilligung

Wenn wir dieses "Ja" zum Sterben gemeinsam erleben dürfen, wird uns viel geschenkt. Trotz aller Traurigkeit kann Friede einkehren, Friede mit Gott und den Menschen, Einverständnis zum Loslassen, große Nähe, intensiv verdichtetes Leben.

Das Wissen um solche "Phasen", um eine solche Entwicklung darf uns aber nie fixieren. Jeder Mensch hat seinen eigenen Sterbensweg. Viele Schritte müssen auch mehrfach gegangen werden. Und auch ein nahestehender Begleiter erlebt nur einen Bruchteil dieses Reifens mit. Diese Phasen können einen ganz kurzen oder auch einen langen Zeitraum umfassen. Wir wissen nie, welche Zeitspanne einem Sterbenskranken zugemessen ist. Verlassen Sie sich am Bett eines Sterbenden nie auf zeitliche Prognosen, auch nicht die des Arztes. Haben Sie einen langen Atem, zu bleiben, auszuharren, zu warten. Gott ruft ins Leben, Gott ruft aus dem Leben. Menschen haben kein Recht, hier

willkürlich einzugreifen, und sei es noch so gut gemeint. Die Frage am Bett eines ruhigen, schmerzfrei sterbenden Menschen: "Wie lange dauert das denn noch?" signalisiert mehr, dass Angehörige Hilfe brauchen, als dass hier die Not bestünde, einen Sterbeprozess abzukürzen.

In einer Umwelt, in der immer mehr Menschen für aktive Sterbe-"Hilfe" plädieren und in der dafür mehr und mehr Wege gebnet werden, sind Christen immer stärker gefragt, ob sie bereit sind, der Versuchung zu widerstehen, einzugreifen. Mehr noch: ob sie bereit sind ihre Stimme zu erheben für das Lebensrecht der Schwächsten – bis zuletzt.

Dies verpflichtet sie, sich zugleich dafür einzusetzen, dass – wann immer nötig – jeder Sterbende eine gute Schmerztherapie erhält. In Deutschland sterben noch viel zu viele Menschen gepeinigt von Schmerzen, krampfhaft wartend auf die nächste Woge, die fast verschlingt und blind macht für Menschen, Licht, Luft, Wärme, die Abschiednehmen unmöglich macht, die demütigt und entwürdigt. Als Begleiter sind wir verpflichtet, uns zu informieren, uns stark zu machen für gute, ausreichende Schmerztherapien. Es gibt sie. Wenn Gott den Medizinnern diese Möglichkeit in die Hand gegeben hat, dann gebietet seine Barmherzigkeit den Einsatz dieser Medikamente.

"Ach, bleiben Sie doch da." In einer Gesellschaft, in der man sich nicht scheut auszusprechen, dass der alte Mensch wirtschaftlicher Ballast ist, die menschliche Würde nach dem Maß der Leistungsfähigkeit mißt, sind Christen gefragte Leute – bis zuletzt.

Wir müssen uns bewusst sein, dass in den Niederlanden bereits jeder achte Verstor-



bene auf Grund aktiver Sterbehilfe zu Tode kam, viele ohne eigene Zustimmung. Wir müssen uns bewusst sein, dass angesichts unserer gesellschaftlichen Alterspyramide und leerer werdender Rentenkassen die Dämme in Deutschland bröckeln. Als die, die von der Würde der Gottebenbildlichkeit eines jeden Menschen wissen, sind wir besonders in die Pflicht genommen. Er allein ist es, der Menschen aus dem Leben ruft. Hier – wie auch immer – einzugreifen haben wir kein Recht. Wir müssen miteinander die Stimme erheben für die, die keine Kraft mehr haben. Wir werden Abgeordnete fragen müssen, ob sie eindeutig Position beziehen. Wir müssen uns unterstützend einbringen mit Zeit, Liebe und Phantasie in unseren Alten- und Pflegeheimen. Wir haben uns einzusetzen – vielleicht sogar auch auf unsere Kosten – für eine bessere Bezahlung von Krankenschwestern und Pflegern. Wir haben in Deutschland alle Bemühungen zu unterstützen, daß in der Aus- und Weiterbildung unserer Ärzte die Palliativmedizin endlich mehr Gewicht bekommt.

*Die Pflegerin wies still auf die dunkel marmorierten Hände und sagte noch einmal:  
“ Ach, bleiben Sie doch da.”*

Wiederum, weil Nichtwissen Angst macht, ein Versuch, körperliche Veränderungen bei einem Sterbenden zu beschreiben: Das nahende Ende zeichnet sich ab in den etwas dunkleren, leicht marmorierten Füßen und Händen. Kalter Schweiß bricht aus. Vielleicht können wir noch die sprö-

den Lippen befeuchten, den Schweiß von der Stirne wischen – das kann jede und jeder, die oder der bereit ist zu bleiben. Der Atem geht oft schnell und heftig, immer wieder entstehen lange Atempausen. Dem scheinbar letzten Atemzug folgt häufig ein letzter – und noch ein letzter. Bleiben Sie ruhig, halten Sie ihre bebenden Gefühle und ihre Erschütterung im Griff. Halten Sie sich daran fest, dass Jesus am anderen Ufer steht – und auch an Ihrer Seite.

Bleiben Sie auch still da, wenn dann der Tod eingetreten ist. Zunächst ist jetzt gar nichts zu tun, alles hat Zeit. Lassen Sie jetzt auch nicht erschrocken los. Vergessen Sie das Ammenmärchen vom “Leichengift”. Der Verstorbene ist noch derselbe, und Sie dürfen be-greif-bar Abschied nehmen. Es wird Ihnen in Ihrer Trauer helfen, leibhaftig Wärme und beginnende Kühle zu spüren.

Sie können mit ihm reden, ihm verzeihen oder um Verzeihung bitten. Wer sagt eigentlich, dass er Sie nicht hört. Wir dürfen ihn Gott anbefehlen, übergeben, beginnen loszulassen. Nach einer gewissen Zeit können Sie ein Frottiertuch zu einer festen Rolle wickeln und unter das Kinn schieben, damit der Mund geschlossen bleibt. Schließen Sie seine Augenlider. Sollten sie sich wieder öffnen, hilft es, wenn Sie angefeuchtete Watte auflegen. Legen Sie die warme Decke beiseite und decken Sie den Verstorbenen bis zu den Schultern mit einem Leintuch zu. Unter Umständen drehen Sie die Heizung zu und öffnen ein Fenster. Sollte es in der Nacht sein, genügt es, am nächsten Morgen den Arzt und den Bestatter zu informieren. Vielleicht räumen Sie das Zimmer auf und stellen eine Kerze oder einen Blumen-



strauß neben das Bett. Geben Sie sich und auch den anderen Angehörigen oder Freunden den Raum und die Zeit zum Abschiednehmen. Sie dürfen einen Verstorbenen bis zu 36 Stunden – unter Umständen auch länger – zu Hause behalten. Brechen Sie nicht eine wichtige gemeinsame Wegstrecke abrupt ab. Vielleicht haben Sie auch die Kraft, für sich oder mit anderen diese Gedanken zu durchdenken: Was sollte dem Verstorbenen angezogen werden? Warum nicht etwas Festliches, was er oder sie gerne getragen hat, worin er oder sie Ihnen vertraut ist? Zum anderen: Könnten wir den Dienst des Waschens und Ankleidens vielleicht selber tun? oder gemeinsam mit der Schwester der Diakoniestation? oder mit einem anderen professionellen Helfer? Es hat nichts Erschreckendes, es ist eine ganz besondere Weise des Abschiednehmens. Und: Wer könnte mit Ihnen an diesem Bett eine kleine Aussegnungsfeier gestalten? (Unser Gesangbuch bietet auch dafür Hilfestellung.)

Ja, ich möchte uns miteinander in die Pflicht nehmen – aber nicht angstvoll verkniffen kämpfend, sondern als solche, die wissen, daß Gottes großes Ja zu ihrem Leben ihre Würde trägt und die von daher viel Kapazität frei haben, sich für die Würde eines jeden Menschen und ganz besonders der ausgelieferten, schwachen Menschen einzusetzen.

“Ach, bleib doch da.” Es kann sein, dass die an Sie gerichtete Bitte Sie fast überfällt und Sie erschrocken reagieren: “Allein schaff´ ich das nicht.”

Wir brauchen einander, das Sterben weist uns aneinander. Vielleicht gilt es in einer Gesellschaft, in der immer mehr Menschen allein leben – und alleine sterben –, dass wir als christliche Gemeinde gemeinsam wieder beginnen, den Dienst der Sterbegleitung zu tun bei jedem, der bittet: “Ach, bleib doch da.” Von den frühen

christlichen Gemeinden sagte man: "Sie lassen niemanden allein sterben."

Wie ernst nehmen wir unsere sonntägliche Fürbitte für die Kranken und Sterbenden? Sie meint doch auch: Wir sollten mit offenen Augen, Ohren und Herzen wahrnehmen, wer in unserer Gemeinde, in unserem Hauskreis, unserer Nachbarschaft, aus unserem Freundes- oder Bekanntenkreis nach einer vielleicht langen Pflegezeit schon am Ende der Kraft ist oder sich fürchtet vor den kommenden Tagen des Sterbens. Wir können einander beistehen, ganz konkret helfen, ablösen, Begleiter der Begleiter werden. Haben wir heute Kraft frei, dann dürfen wir vielleicht schon morgen um Hilfe bitten. Bleiben. Es geht darum zu bleiben: nicht auszuweichen, nicht zu kneifen, nicht

alles andere für wichtiger zu halten. Auch mit zitternden Knien zu bleiben. Sich mit der eigenen Angst dem Wirken des Heiligen Geistes anzuvertrauen. Es geht darum, die so verletzbare Würde des Sterbenden zu schützen, zeichenhaft ihm die Liebe seines Schöpfers weiterzugeben. "Bleibet hier und wachet mit mir, wachet und betet", bat Jesus die, die er in seine Nachfolge gerufen hatte, als ihm "am allerbängsten" war, als Todesangst nach ihm griff. Nein, wir werden einen Sterbenden nicht den Todesängsten entreißen können, das kann nur ER. Aber unser spürbares, erfahrbares, fürbittendes Begleiten dürfen wir in seiner Nachfolge keinem versagen, der uns bittet: "Ach, bleiben Sie doch da."

**Anmerkung:**

Wer umgehend Hilfe für einen Schmerzpatienten braucht, kann sich wenden an den: Informationsdienst Krebschmerz am Deutschen Krebsforschungszentrum  
Tel 06221-410121

Internet: [www.krebsinformation.de](http://www.krebsinformation.de)

Oder an die:

Deutsche Schmerzhilfe

Tel 04142-810434

Internet: [www.schmerzselbsthilfe.de](http://www.schmerzselbsthilfe.de)

*Literaturhinweis:*

*Renate Klingler (Hrsg.),*

*Sterben ist ein Teil des Lebens,*

*Hänssler Verlag*



## Lehre beurteilen!



Martin Luther hat in seiner Schrift "Dass eine christliche Versammlung oder Gemeine Recht und Macht habe, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu

berufen, ein- und abzusetzen: Grund und Ursach aus der Schrift" vom Jahr 1523 der Gemeinde das Recht und die Aufgabe zugewiesen, christliche Lehre auf ihre Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift hin zu beurteilen. Weil Irrlehre in der Kirche von den Lehrern ausgeht, "darum sollen und müssen alle Lehrer dem Urteil der Zuhörer unterworfen sein mit ihrer Lehre". Die Gemeindeglieder, "die Schafe sollen urteilen, ob sie Christi Stimm lehren oder der Fremden Stimm" (Joh 10,5). Denn christliche Gemeinde ist da vorhanden, "wo das lautere Evangelion gepredigt wird" und nicht da, "wo Menschenlehren regieren, wie viel ihrer auch immer seien, und wie heilig und fein sie auch immer wandeln". Die Gemeinde braucht dieses Urteil über die Lehre, "denn die Seele des Menschen ist ein ewig Ding, über alles, was zeitlich ist; darum muss sie nur mit ewigem Wort regiert und gefasst sein". Wird diesem reformatorischen Auftrag in unserer Kirche noch entsprochen? Diese Frage hat sich mir angesichts der Nachrufe auf die am 27. April dieses Jahres verstorbene Theologin Dorothee Sölle aufgedrängt. Der EKD-Ratsvorsitzende Manfred Kock hatte in einer Presseerklärung formuliert: "Was unsere Kirche dem Denken Dorothee Sölles verdankt, ist längst nicht mehr eine Randposition. Es ist eine deutliche Linie in unserer Kirche geworden, die sie vor der Konventikelhaftigkeit bewahrt."

Auch im Evangelischen Gemeindeblatt wurden die Anliegen Dorothee Sölles von Yasna Görner-Crüseemann aus persönlicher Betroffenheit positiv und einfühlsam gewürdigt. Dagegen ist insofern nichts einzuwenden, als auch Kritiker das Anliegen Dorothee Sölles wahrnehmen sollten: "Theologie und Poesie, Spiritualität und politisches Engagement, Mystik und Widerstand gehören untrennbar zusammen. Beide Seiten sind Ausdruck ihrer tiefen Liebe zu Gott." Aber entbindet die persönliche Würdigung einer Theologin von der Aufgabe, ihre Lehren einer Prüfung an der Heiligen Schrift zu unterziehen? Der Heidelberger Neutestamentler Klaus Berger hat in einem Kommentar in IDEA angesichts der Nachrufe kritisch von der "offenbar bevorstehenden Heiligspredung auf evangelisch" gesprochen und zu einer Nüchternheit der Betrachtung aufgerufen, wie sie das Evangelium fordert. Er selber hat den Blick auf die Lehre Dorothee Sölles gerichtet und fragwürdige Punkte herausgearbeitet. Berger macht darauf aufmerksam, dass Frau Sölle mit ihrem Programm, "atheistisch an Gott zu glauben", die Gottessohnschaft Jesu und seine Auferstehung bestritten hat und den Glauben nicht vom Vertrauen auf das Wort der Schrift her, sondern vom solidarischen Handeln her definiert hat. Klaus Berger hat für seinen Beitrag manche Kritik einstecken müssen. Entsprechend dem reformatorischen Auftrag nach der Lehre eines Theologen zu fragen und sie an der Schrift zu messen, scheint vielen heute unangemessen.

Aber – Martin Luther gibt in der eingangs zitierten Schrift den Gemeindegliedern einen entsprechenden Auftrag. Und Pfarrerinnen und Pfarrer sowie Kirchengemeinderätinnen und Kirchengemeinderäte verpflichten sich in ihrer Amtsverpflichtung darauf, mitzuhelfen, dass das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist, verkündigt wird und darauf acht zu haben, dass falscher Lehre gewehrt werde. Von daher erscheint es geboten, Lehraussagen von Dorothee Sölle einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Frau Sölle schreibt:

- “Gott ereignet sich in unserer Welt, so wie wir sagen: Liebe ereignet sich, Liebe kommt vor. So, in keinem größeren oder anderen Sinne können wir sagen: Gott ereignet sich, in dem, was zwischen Menschen geschieht. Und darüber hinaus ist er nicht.” (1)

Spricht das biblische Zeugnis von der Offenbarung Gottes an sein Volk Israel und in Jesus Christus nicht eine ganz andere Sprache?

- “Christus ... liefert sich uns aus, in dem Gelingen oder Scheitern seiner Sache von uns abhängt.” (2)

Wo macht Christus das Kommen seines Reiches von unseren menschlichen Aktivitäten abhängig?

- “Wo Menschen leiden, schreien – wenn wir sie nicht sehen, dann kann man sich nicht damit trösten, dass der Vater im Himmel sie sieht. Denn das

wäre ein Verzicht auf die Macht der Liebe. Wir würden damit sozusagen der Liebe, die wir sind oder an der wir teilhaben, in die hinein wir auferstanden sind, zu wenig zutrauen.” (3)

Wo redet die Bibel davon, dass wir Menschen bereits auferstanden sind, und sei es in die Liebe hinein? Und – wird das Problem menschlichen Leidens durch uns Menschen gelöst?

- “Die Überwindung der Magie im Gebet beginnt damit, dass wir merken: Gott handelt nicht unmittelbar, wunderbar, von oben. Er will unsere Hände brauchen... Im Gebet identifizieren wir uns nicht mit einem starken 'Superman', sondern wir übernehmen die Verantwortung für unsere Welt.” (4)

Vertraut christliches Beten nicht auf einen Gott, der handelt, ja manchmal sogar die Bitten seiner Kinder in wunderbarer Weise erhört? Verkommt das Gebet bei Frau Sölle nicht zur Selbstaufforderung?

Mit den genannten Beispielen sind Grundlagen und Grundfragen unseres Glaubens angesprochen. Dürfen wir schweigen, wenn unbiblische Aussagen “zu einer deutlichen Linie in unserer Kirche” werden?

(1) Dorothee Sölle: Der Glaube in einer nachtheistischen Welt, in: Das Recht, ein anderer zu werden, Neuwied und Berlin 1971, S. 65 f.

(2) Dorothee Sölle: Stellvertretung. Ein Kapitel Theologie nach dem “Tode Gottes”, 5.Aufl., Stuttgart 1968, S. 172

(3) Dorothee Sölle: Der Glaube in einer nachtheistischen Welt, aaO., S. 67

(4) Dorothee Sölle: Das entprivatisierte Gebet, in: Das Recht, ein anderer zu werden, Neuwied und Berlin 1971, S. 132

Johannes Gillhoff



## Am Sterbebett der Mutter

Lieber Freund und Lehrer! Ich will heute nur ein paar Wörter schreiben, aber in den nächsten Wochen wird der Brief wohl fertig werden. Ich bin sehr traurig in meinem Herzen. Ich habe letzten Mittwoch, den zwölften April, meine Mutter begraben. Ich soll dich von ihr grüßen mit ihrem letzten Gruß, und sie läßt sich auch noch bedanken für alles Gute, was du ihr getan hast. Siehe, und so will ich dir das nun auch schreiben und ausrichten. Mutter ist ihres Lebens alt geworden 72 Jahr 6 Mond und 5 Tage. Davon ist sie beinahe sechs Jahr hier bei mir gewesen. Als ich ihr die Freikarte rüberschickte, da ist sie ganz gern gefahren, weil wir uns über dreißig Jahr nicht gesehen hatten und weil sie alt wurde und nicht mehr so recht arbeiten konnte. Aber es ist ihr hier so gegangen wie den meisten, die alt rüberkommen. Sie ist das Heimweh nicht mehr losgeworden. Es ging ihr damit gerade so wie dem alten Fehlandt. Der hatte es hier bei seinen Kindern auch gut, aber es fehlte ihm was, das konnte das Land Amerika ihm nicht geben, so groß und reich es auch ist. Alte Bäume verpflanzen sich schlecht. Sie fangen an zu quienen (kränkeln) und gehen so nach und nach ein. Mutter ist hier auch nie ganz zu Hause gewesen. Wir haben alles getan, was wir ihr

an den Augen abgucken konnten. Wir haben sie auf den Händen getragen. Sie hat kein ungutes Wort zu hören gekriegt. Aber das Land war ihr fremd, das Haus war ihr fremd und die Wirtschaft zu weit-schichtig. Unsre Kinder waren groß und brauchten nicht mehr auf dem Arm getragen zu werden. Auch gab es hier keine Gössel zu hüten und keine Küken, was sonst ja ganz gut ist für die Alten. Und den ganzen Tag Strümpfe stricken und stopfen, das ging doch auch nicht. Die Hände in den Schoß legen und stillsitzen, das konnte sie nicht, denn sie hatte es nicht gelernt, und im Schaukelstuhl hat sie nie gelegen. Sie sprach: Ich will mit dem Sitzen und Liegen auf meine alten Tage nicht mehr umlernen. Zum Sitzen bei Tag ist der Stuhl da und zum Schlafen bei Nacht das Bett, und mit so'n Mittelding, was nicht mal feststeht auf seinen Beinen, damit will ich nichts zu schaffen haben. Aber nun ist sie tot, am letzten Mittwoch haben wir sie begraben.

Sie ist nicht lange krank gewesen. Wir hatten dies Frühjahr scharfen Wind, und da kriegte sie es auf der Brust. Ich holte den Doktor heimlich, denn das wollte sie auch nicht. Er sprach ihr gut zu. Aber draußen sagte er zu mir, dass sie wohl nicht wieder werden würde. Die Tropfen,



die er ihr verschrieb, die hat sie willig angenommen. Aber dabei ist ihr Essen immer weniger geworden, und sie wurde immer schwächer. Ihre Finger waren zuletzt ganz dünn und nichts als Haut und Knochen.

In der letzten Zeit hab ich oft und lange an ihrem Bett gesessen und ihre Hand gehalten, und wir haben viele gute Wörter miteinander gesprochen. In den Wochen bin ich eigentlich, solange ich hier bin, zum erstenmal so ganz zur Besinnung gekommen. Da bei meiner alten Mutter am Bett, da ist all der Arbeitskram und die Arbeitssorge von mir ab gefallen wie ein fremder Rock, und ich bin bloß noch meiner Mutter ihr großer Jung gewesen. Sie hat zu mir gesagt: Du bist zu scharf im Arbeiten. Du musst nicht so hart schaffen. Du musst dir Zeit lassen, dass du mal zur Besinnung kommst. Besinnung tut dem Menschen nötig, denn er ist nicht bloß zum Arbeiten da. Du hast deine meisten Sensen verbraucht und dein meistes Korn gedroschen. Deine letzte Ernte kommt früh genug; da brauchst du gar nicht so doll zu laufen. - So hat meine Mutter zu mir gesprochen, denn ihr Leben war Arbeit und Mühseligkeit. Darum so habe ich es mir aufmerksam in mein Herz genommen und mein Leben überdacht. Und siehe, sie hatte recht. Eine Mutter hat immer recht, wenn sie zu ihren Kindern spricht. Denn sie suchet ihrer Kinder Bestes und findet es auch.

Meist aber haben wir von zu Hause gesprochen. Sie hat auch oft davon erzählt, dass du den Alten im Dorf, die nicht mehr zur Kirche kommen konnten, Sonntagabend in der Schule immer und all die Jahre eine Predigt aus Harms oder Scheven vorgelesen hast. Und von der Weih-

nachtsfeier, die du den Kindern und den Alten im Dorf in der Schule machst und wozu sie sich alle schon vom Herbst an freuen. Dabei sagte sie: Für die Alten im Dorf war das Leben im Winter ohne die Weihnachtsfeier und Predigt in der Schule wie eine griese Jacke.

Auch hat sie mir viel erzählt aus ihrer Kinderzeit, wo ich nichts von wusste. Denn es ist mit den Menschen also: Wenn sie alt werden und die Beine wollen nicht mehr vorwärts, dann fangen die Gedanken an zu wandern, und sie wandern rückwärts. Einmal hat sie auch zu mir gesagt: Wenn ich an die alte Zeit zurückdenke und dann wieder an heute, das ist mir, als ob ich bloß aus einer Stube in die andere gehe. Bloß in der Tür ist das dunkel. Aber da kommt man denn auch wohl durch. Siehe, das sagte die alte Frau da in ihrem Bett. Da hörte ich in Ehrfurcht zu und strakte ihr die Hand und sprach: Mudding, was du eben gesagt hast, das könnte ganz gut im Psalm stehen, bloß mit ein bisschen andern Wörtern. - Unterdes war es schummerig geworden, aber Wieschen hatte draußen noch zu tun. Da sagte sie ganz leise, so, als wenn sie sich schämte: Jürnjakob, sagte sie, du kannst mir mal einen Kuss geben. Mich hat so lange keiner mehr geküsst. Ich hab eigentlich bloß dreimal im Leben einen Kuss gekriegt. Einmal, als ich mit Jürnjochen Hochzeit machte. Das andre Mal, als du geboren wurdest. Das dritte Mal, als Jürnjochen starb. Nun will ich mich fertigmachen und ihm nachgehen. So kannst du mir noch einen mit auf den Weg geben. - Ich aber sprach: Mudding, das geht mir gerade so wie dir, und ich sehe, dass ich dein Sohn bin. Da haben wir beide was nachzuholen. So hab ich mich ganz sacht über sie ge-



bückt und sie richtig geküsst, und sie hat mich über die Backe gestrakt, als wenn ich noch ihr kleiner Junge war. Dann legte sie sich zurück und war ganz zufrieden. Als ich dann aber draußen beim Vieh

stand, da war ich in meinem Herzen richtig erstaunt und sprach zu mir: Jürnjakob Swehn, da liegt nun eine alte Frau und will sterben, und das ist deine Mutter, und du hast sie im Leben nicht kennen gelernt. Siehe, so lernst du sie im Sterben kennen.

Als aber der Tag zu Ende war, da kam ein anderer, und das war der letzte. Das war ein Sonnabend. Ihr Essen und Trinken, das war nicht mehr, als wenn ein kleiner Vogel essen und trinken tut. Als die Arbeit fertig war und es schon schummerte, da saß ich wieder an ihrem Bett und hielt ihre Hand, und der Puls ging sehr schnell. Lange Zeit saßen wir da im Schummern. Es war ganz feierlich wie in der Kirche, wenn vorn auf dem Altar die beiden Lichter brennen, weil Abendmahl ist. Ja, daran dachte ich, als ich in ihre Augen sah. Es waren sonst ganz gewöhnliche blaue Augen; aber an dem Tage ging ein Schein von ihnen aus, den sah ich sonst nicht in dieser Welt. Aber nun sah ich ihn mit meiner Seele.

Wieschen machte Licht und gab ihr mit freundlichen Wörtern was zu trinken, denn die Lippen waren trocken. So, Jürn-

jakob, sagte sie dann, nun lies mir was aus der Bibel vor.

So las ich ihr die Geschichte von Lazarus vor, und als ich zu Ende war, sagte sie: Da ist ein Psalm, den will ich noch gerne hören. Ich weiß nicht mehr, woans er anfangen tut, aber da

ist was von Säen und Ernten drin. - Ich weiß schon, Mudding, welchen du meinst, sagte ich und schlug den 126. auf und las: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Hörst du, Mudding? Wie die Träumenden! - Ich höre, mein Sohn. - Und ich las weiter bis zum Schluss: Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden - mit Freuden, Mudding! - und bringen ihre Garben. - Ich hab man keine Garben, wenn ich ankomme. - Ja, Mudding, wenn's danach geht, dann kommen wir alle nackt an und haben nichts in der Hand.

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: Nimm das Gesangbuch und lies: Christus, der ist mein Leben. So las ich den Gesang, und sie hatte die Hände gefolgt und leise mitgesprochen, und als ich zu Ende war, da sagte sie: Das hat unser Lehrer auch mit den Schülern gesungen, als Jürnjochen gestorben war. Und nun lies noch: Wenn ich einmal soll scheiden. So las ich die beiden Verse.

Dann gab Wieschen ihr wieder zu trinken, und sie nickte ihr zu und drückte ihr die Hand, und einen Cake hat sie auch noch

gegessen, und als ich sie nötigte, noch einen halben. Als sie den auf hatte, freute ich mich: Oh, Mudding, wat is dat schön, dat du en beten eten hest. Du sast man seihn, wenn dat nun ierst warm ward, denn ward dat ok wedder beter mit di. - Da rakte sie leise mit der Hand über die Bettdecke, sah mich an und sprach: Beter warden? Dor is nich an tau denken. Du mößt blot noch beden, dat dat nich mehr so lang' duert. -

Lieber Freund, als sie das sagte, da ging mir das mitten durch meine Seele, denn ich hatte mich eben noch zu ihrem Essen gefreut.

Dann rakte sie wieder leise über die Decke, und ihre Seele war sehr müde. Ich aber überdachte ihr Leben, als es zu Ende ging, und ich fand nichts als Mühe und Not. Dann folgte sie die Hände wieder und sah mich still und fest an, und ihre Augen waren groß und tief. Da war schon etwas drin, was sonst nicht drin war. Das kann ich nicht mit Wörtern beschreiben. Da konnte man hineinsehen wie in einen tiefen See. Ich legte meine Hand ganz sachte wieder auf ihre Hände, und wir warteten. Aber nicht mehr lange. Dann sagte sie noch mal was. Sie sagte: Ick wull, dat ick in'n Himmel wer; mir ward die Tied all lang. - Lieber Freund, das behalte ich mein Leben lang bis an meinen Tod. Das könnte, so wie es ist, ganz gut im Gesangbuch stehen. Dann aber folgte sie die Hände wieder unter meiner Hand. So betete sie ganz leise unser altes Kindergebet: Hilf, Gott, allzeit, mach mich bereit zur ew'gen Freud und Seligkeit. Amen.

Als sie das Amen gesagt hatte, da drehte sie den Kopf so'n bisschen nach links rum, als wenn da wer kommen tat. Und da ist auch einer gekommen; den habe ich nicht mit meinen Augen gesehen und nicht mit meinen Ohren gehört. Der hat sie bei der Hand genommen, und da ist ihre Seele ganz leise mitgegangen, richtig so, als wenn man aus einer Stube in die andre geht. So ist sie nach Hause gegangen, als wenn ein müdes Kind abends nach Hause geht. Und nun ist sie nicht mehr in einem fremden Lande.

Ich hatte das Fenster geöffnet, dass ihre Seele hinaus konnte. Es war dunkle Nacht, und durch die Bäume ging ein harter Wind. Die Lampe wollte ausgehen. Sie hatte lange gebrannt.

Meine Mutter war eine Tagelöhnerfrau. Aber wenn ich an ihr Sterben denke, dann ist immer etwas Feines und Stilles und Schönes in meinem Herzen, das vorher nicht da war. Aufschreiben kann ich das nicht, und sagen lässt sich das auch nicht. Aber draußen auf dem Felde muss ich manchmal mitten im Pflügen stillhalten und in mich hineinhorchen. Dann kann ich das richtig in mir hören, was meine alte Mutter zuletzt gesagt hat. Ganz deutlich höre ich, wie sie es so ganz leise und müde sagt. Ja, so ist es: Ich höre meiner Mutter Stimme in mir selbst. Und dann ist mir richtig wie am Feiertag. Dann ist mir, als wenn da der Vorhang zum Heiligtum ein wenig aufgezogen wird, dass man da son bisschen durchsehen kann. Wenn ich dann weiterpflüge, muss ich mich darüber immer wieder wundern.

*(Aus dem Auswandererroman  
"Jürnjakob Swehn,  
der Amerikafahrer", 1917.)*



## B U C H B E S P R E C H U N G E N

*Gerhard Hennig:  
Der evangelische  
Predigtgottesdienst  
in Württemberg,  
Gesangbuchverlag  
Stuttgart 2003*



Einer ganzen Generation württembergischer Pfarrer hat Gerhard Hennig mit seinem 1989 erschienenen Heft "Der evangelische Gottesdienst in Württemberg" Geschichte und Gestalt des württembergischen Gottesdienstes nahegebracht.

Das jetzt erschienene Buch vertieft und erweitert die gewonnenen Erkenntnisse. Es ist Frucht jahrelanger Arbeit am Verständnis des Gottesdienstes in der Praktisch-theologischen Professur in Tübingen und im Theologischen Ausschuss der Landessynode.

In Kapitel I greift der Verfasser auf die Voraussetzungen des Württembergischen Gottesdienstes zurück. Weil "eine Kirche, die in der Identität mit Jesus steht und ihn als Kyrios bekennt", "in ihrem Gottesdienst und Glauben anamnetisch" (durch Erinnerung und Vergegenwärtigung) bestimmt ist, beschreibt Hennig zunächst Wort und Mahl des Herrn und die Anfänge des christlichen Gottesdienstes in den Häusern. Das Verständnis des Gottesdienstes in der Alten Kirche wird an Texten von

Plinius, der Didache, von Justin und Hippolyt erläutert. Im Abschnitt über das Mittelalter wird deutlich, wie die "sonntägliche Gemeindepredigt zunehmend in den Schatten einer auf das Altarsakrament konzentrierten Gottesdienstlichkeit und Frömmigkeit" geriet. Eine Veränderung bringen die ab dem 14. Jahrhundert in den süddeutschen Städten sich entwickelnden Prädikantengottesdienste. Sie bilden die Grundlage für den späteren Predigtgottesdienst in Württemberg. Die liturgischen Schritte dieser Prädikantengottesdienste beschreibt Hennig anhand des "Manuale Curatorum", einer Homiletik des Basler Professors und Prädikanten Johann Ulrich Surgant. Hennig erschließt mit dieser Darstellung der Wurzeln des Württembergischen Predigtgottesdienstes bereits dessen entscheidende Elemente.

Das Kapitel II wendet sich dem evangelischen Gottesdienst zu. Zunächst beschreibt Hennig das reformatorische Verständnis von Predigt und Gottesdienst. Die Vergebung der Sünden wird als Mitte und Zielperspektive von Predigt und Abendmahl herausgearbeitet. Mitte des gesamten Gottesdienstes sind Predigt und Gebet. Die wittenbergische Entscheidung für die evangelische Messe und die württembergische Entscheidung für den Predigtgottesdienst werden nebeneinander gestellt. Eine entsprechende Entscheidung für den Predigtgottesdienst war in

der freien Reichstadt Reutlingen bereits im Jahr 1525 unter der Führung Matthäus Albers gefallen. Nach der Einführung der Reformation in Württemberg im Jahr 1534 weist die Kirchenordnung von 1536 in die gleiche Richtung. Der sonntägliche Predigtgottesdienst, der Abendmahlsgottesdienst, der Gesang im Gottesdienst und der Katechismus, der in den Sonntag-nachmittagsgottesdiensten traktiert wird, werden auf der Basis der Kirchenordnungen von 1536 und 1553 dargestellt. Die Darstellung der weiteren Entwicklungen des Gottesdienstes blickt auf die Kleine Kirchenordnung von 1553, die Große Kirchenordnung von 1559 und die Zeremonienordnung von 1668 und arbeitet die Veränderungen heraus. Die liturgische Verlustgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts wird vor allem an der aufklärerischen Liturgie von 1809 erläutert. Entscheidende Stationen für die "Wiedergewinnung" des Gottesdienstes sind das Kirchenbuch I von 1931, die Abendmahlssagende von 1977(1989) und die Erweiterte Liturgie von 1982. Ihr Ertrag wird sorgfältig dargestellt und mit einem Ausblick auf das Gottesdienzbuch von 2003 abgeschlossen.

Kapitel III blickt auf den gegenwärtigen Predigtgottesdienst und beschreibt ausführlich den Dreischritt der Liturgie:

1. *Ankommen: Anrufung und Antwort* (mit dem Läuten der Glocken, dem Stillen Gebet des Einzelnen, der Musik zum Eingang, dem Eingangslied, der Ausrufung des Namens, dem Psalmgebet, dem Eingangsgebet als "Brückengebet" von draußen nach drinnen, dem Stillen Gebet der Gemeinde, der Schriftlesung und dem Glaubensbekenntnis).

2. *Verheißung und Weisung* (mit dem Hauptlied, der Predigt mit Kanzelgruß und Kanzelsegen sowie einer möglichen Stille nach der Predigt und dem Lied nach der Predigt).

3. *Sendung und Segnung* (mit dem Fürbittegebet als Allgemeinem Kirchengebet, dem Vaterunser, dem Schlusslied, den Abkündigungen, dem Segen und dem Amen sowie der Musik zum Ausgang). Synoptische Darstellungen zum Ablauf der Liturgie des Predigt- und Abendmahlsgottesdienstes im 16. Jahrhundert und im 20./21. Jahrhundert vermitteln zum Schluss noch einmal einen hilfreichen Überblick.

Das gut lesbare Buch sollte nicht nur für Pfarrerinnen und Pfarrer, Vikarinnen und Vikare, Lektorinnen und Lektoren Pflichtlektüre sein, sondern auch Kirchengemeinderäten und Kirchengemeinderätinnen sowie Gottesdienstmitarbeiter(innen) in Sonntagvormittags- und Zweitgottesdiensten als Grundinformation dienen.

*Werner Schmückle*

*Ob es der Tod der Uroma, eines Nachbarn, einer Verwandten, eines anderen Kindes oder des Haustieres ist, auch Kinder machen immer wieder konkrete Erfahrungen mit Sterben und Tod. Und sie haben Fragen, ganz verschiedene, je nach Alter und Entwicklungsstand. Diesen Fragen sollten wir uns als Eltern und Großeltern, Erzieherinnen und Wegbegleiter stellen. Zwei Bilderbücher – nicht nur für Kinder – können Größeren und Kleineren eine Hilfe beim Reden und Verstehen sein.*

*Regine Schindler, Pele und das neue Leben – Eine Geschichte von Tod und Leben, Verlag Ernst Kaufmann, 11. Auflage 2002*

Im Hintergrund der Geschichte von Pele und seinem Freund Tomo stehen die Ausführungen des Apostels Paulus zu Sterben und Tod aus 1. Kor 15, 37ff: Wie bei einem Samenkorn, das in die Erde gelegt wird, stirbt und aus dem neues Leben erwächst, so ist es mit dem neuen Leben, das Gott den Glaubenden schenkt.

Pele und Tomo, zwei Nachbarskinder, verbringen viel Zeit miteinander. Eines Tages wird Tomo krank und stirbt – für Pele ein schlimmer Verlust. Einfühlsam und ehrlich wird beschrieben, wie der Junge an der Endgültigkeit des Todes leidet, tiefe Trauer und Einsamkeit erlebt. Doch in und trotz aller Traurigkeit gibt es Hoffnung: Hoffnung auf ein neues Leben für Tomo, neues Leben bei Gott. Diese wird sensibel zur Sprache gebracht, zuerst von Peles Mutter, dann von Pele selbst den trauernden Eltern gegenüber. Das schon zu Beginn des Buches eingeführte Blumenbeet der Jungen, in dem aus Samenkörnern neues Leben wächst, wird allen zum Sinn-

bild und zur Verstehenshilfe. So steht am Ende des Buches das Bild eines bunt blühenden Blumenbeetes, zu dem beides, Sterben müssen und Erwachsen neuen Lebens gehört – Hoffnung und Trost in allem Schmerz.

Das Buch kann schon mit älteren Kindergartenkindern, vor allem aber mit Grundschulern gelesen, betrachtet und besprochen werden.

*Alternativ oder vertiefend bietet sich für etwas ältere Kinder (ungefähr ab 8 Jahren) ein zweites, etwas längeres Bilderbuch zum Thema an.*

*Kari Vinje, Pelle und die Geschichte mit Mia, Brunnen Verlag, 2000.*

Der größere Bruder Pelle entdeckt seine kleine Schwester Mia Sonntag morgens tot im Bett. Aus dem Blickwinkel des Jungen wird beschrieben, was im Folgenden passiert: die Reaktion der Eltern, das erfolglose Bemühen der Rettungssanitäter und die ersten Reaktionen der anderen. Die Aussage seiner Mutter: "Mia kommt in den Himmel" kann Pelle nicht mit dem zusammen bekommen, was er auch gehört hat, nämlich, dass seine Schwester in die Erde gelegt und begraben werden soll. Das macht ihm Angst. Bei der Nachbarin wird er seine Fragen los und bekommt auch eine Antwort. Frau Jensen erklärt ihm, dass Mia ihren irdischen Körper verlassen hat und von Gott einen neuen, schöneren Körper bekommt. Zur Verdeutlichung steckt sie ihre Hand, die für Mia stehen soll, zuerst in einen braunen und dann in einen weißen Handschuh. Wie der braune Handschuh leblos ist, wenn die



Hand nicht mehr in ihm ist, so ist auch Mias toter Körper leblos. Dieser Körper wird in die Erde gelegt. In ihrem neuen Körper, bildlich im schönen, weißen, perlenbestickten Handschuh, ist Mia jetzt bei Jesus. Gemeinsam mit der Nachbarin legt Pelle den braunen Handschuh sorgfältig in einen Schuhkarton und vollzieht so nach, was bei der Beerdigung passieren wird. Pelles Erlebnisse, Gedanken und Gefühle bei der Trauerfeier werden sehr eindrücklich geschildert. Die Worte des Pfarrers, dass seine Schwester nun ein Königinkind ist, helfen und trösten ihn. Im Bildermales und Reden mit den Eltern verarbeitet er Schritt für Schritt den Tod seiner Schwester.

Ein Buch, das berührt, ins Nachdenken bringt und Älteren sowie Jüngeren beim Fassen des Unfassbaren helfen kann.

*Elke Maihöfer*

Johannes Czwalina,  
Was ich anders machen  
würde..., Lebenswert  
leben, Frankfurter  
Allgemeine Zeitung,  
Verlagsbereich Buch 2002,  
27.50 Euro



„Ich sitze eines Tages als alter Mann auf der Bank vor meinem Haus, und ein kleines Mädchen kommt vorbei und fragt mich: ›Alter Mann, warum hast du gelebt?‹ Ich möchte ihm so antworten können, dass es nach der Begegnung weiterläuft und denkt: ›Es war für andere Menschen nicht egal, dass dieser Mensch gelebt hat.‹“ Das ist die Antwort eines

jungen, begabten Bankers auf die Frage: „Was sind Ihre wichtigsten Ziele?“

Nur eine Antwort von vielen, die Johannes Czwalina im vorliegenden Buch zusammengestellt hat. Er ist Pfarrer und Gründer des Schweizer Instituts „Czwalina Consulting AG“, das sich auf die Beratung von Führungskräften national wie international konzentriert. Mit seinem Buch will er dazu anregen, dem nachzudenken, was unser Leben lebenswert macht. Dazu ging er mit der Frage „Was würden Sie (anders) machen, wenn Sie noch einmal von vorne anfangen könnten?“ auf viele bekannte und unbekannte Persönlichkeiten zu. Er erhielt ehrliche, sehr offene Antworten, die immer wieder gleichsam durch ein geöffnetes Fenster in die Seele eines Menschen blicken lassen. Wehmütiges, Trauriges aber auch Zuversichtliches und Ermutigendes wird sichtbar.

Was sind unsre Ziele und welche Bedeutung haben unsre Ziele, wenn wir wüssten, dass wir nur noch einen Monat zu leben hätten? Welches sind wichtige Werte, an denen ich mich orientieren kann? Wie lernen wir Letztes vom Vorletzten zu unterscheiden? Was bleibt?

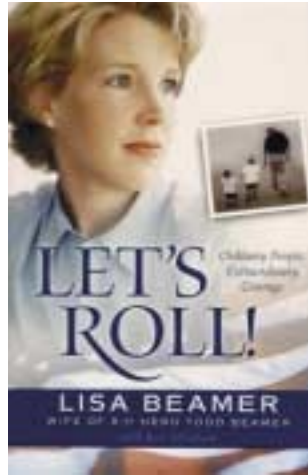
In einführenden Aufsätzen, Interviews, autobiographischen Beiträgen aus Briefen und Zeitungsausschnitten stellt der Autor unter Themenbereichen wie „Sinn“, „Werte“, „Mut“, „Zeit“ oder „Zukunft“ die Antworten zusammen, die nichts schnell beantworten, sondern jeden Leser betreffen machen und das eigene Nachdenken fordern. So wird es zur Hilfe, einen eigenen Standpunkt zu finden in der gegenwärtigen Wertediskussion, in den brennenden Fragen um Wert und Würde des Alters

oder dem ganz persönlichen Fragen nach Sinn meines Lebens.

Ein Buch, das man nicht erst lesen sollte, wenn man alt ist. Kein Buch zum schnellen Durchlesen. Aber ein Buch, das nicht loslässt. Ein Buch, das sicher immer wieder aufs Neue zur Hand genommen wird und Anstöße bewirkt.

*Renate Klingler*

*Lisa Beamer mit Ken Abraham:  
"Todd sagte: Let's roll",  
Ein ganz gewöhnlicher Mann wird zum Hel-  
den des 11. September,  
Brunnen Verlag Basel und Gießen 2003,  
288 Seiten, 18,95 Euro*



Den Satz "Let's roll" soll ein Passagier gesagt haben, der am 11. September 2001 in einer von Terroristen gekaperten Maschine saß. Mit ihm sollte offenbar der Kampf gegen die Entführer eingeleitet werden, der schließlich dazu führte, dass das Flugzeug nicht – wie anscheinend geplant – auf das Weiße Haus stürzte, sondern auf einen Acker in Pennsylvania. "Let's roll" wurde so zum Motto für einen breit angelegten Feldzug der Amerikaner gegen den Terrorismus. "Let's roll" ist auch der Titel eines Buches. Darin beschreibt Lisa Beamer, die durch den Flugzeugabsturz zur Witwe wurde, nicht nur ihr Leben und ihre Ehe; sie singt darin das Heldenepos ihres Mannes Todd, der eben diesen Satz gesagt haben soll.

Die Mutter von damals zwei Kindern, im fünften Monat schwanger mit dem dritten Kind, berichtet aus ihrer Jugend, von ihrem Elternhaus, ihrem Glauben, ihrem

Werdegang und der Begegnung mit ihrem offenbar stets vergötterten Mann. Dann wird – mit Versatzstücken aus Telefonaten und eigener Fantasie – blumig der verhängnisvolle Tag mit dem Flug geschildert, bei dem ihr Mann das Zeichen zum Widerstand gegeben haben soll. Er setzte so sein Leben ein, um sein geliebtes Vaterland zu schützen und weitere Todesopfer zu vermeiden. Das Leid der Witwe wird gemildert durch Bibelzitate und Hauskreis. Wohltuend wirken auch die öffentliche Anerkennung und wachsende Verehrung ihres Mannes und ein Empfang beim US-Präsidenten, der in ihrem Mann einen "außergewöhnlichen Mann" sieht und ihn zum "guten Amerikaner" hochstilisiert. So ist ein Stück flacher Erbauungsliteratur entstanden, Balsam für verstörte US-amerikanische Gemüter.

*Hans-Dieter Frauer*

*"Johann Jacob Moser –  
Politiker, Pietist, Publizist";  
Andreas Gestrich, Rainer Lächele  
(Herausgeber);  
Reihe "Südwestdeutsche Persönlichkeiten"  
des Hauses der Geschichte, DRW-Verlag/G.  
Braun Buchverlag, Karlsruhe; 2003,  
209 Seiten, 15 Euro, ISBN 3-7650-9055-7*

Johann Jacob Moser (1701-1785) zählte im 18. Jahrhundert zu den berühmtesten Opfern der Fürstenwillkür von Herzog Carl Eugen. Mit einem Band über ihn hat das "Haus der Geschichte Baden-Württemberg" seine neue Reihe über "Südwestdeutsche Persönlichkeiten" eingeleitet. Er enthält die Ergebnisse eines Symposiums aus dem Jahre 2001, das sich zur 300. Wiederkehr von Mosers Geburtstag mit ihm befasst hat.

Moser war einer der bedeutendsten Juristen seiner Zeit. Er gilt als Begründer des Staatsrechts; seine 70 Bände umfassende Sammlung "Teutsches Staats-Recht" ist noch immer das Standardwerk zur Reichs-, Rechts- und Verfassungsgeschichte. Neben zahlreichen juristischen Büchern hat der Pietist auch religiöse Schriften veröffentlicht. Bekannt geworden ist er, weil er völlig schuldlos auf Befehl des absolutistisch herrschenden Herzogs Carl Eugen fünf Jahre auf dem Hohentwiel gefangen gehalten wurde.

Der aus Stuttgart stammende Moser wurde bereits mit 19 Jahren Juraprofessor in Tübingen, 1721 Regierungsrat in Wien und 1724 Konsulent des Reichsvizekanzlers. Man bot ihm höchste Stellen und die geradezu traumhafte Summe von 100.000 Gulden an, wenn er nur katholisch würde; aber Moser lehnte ab. Sein Berufsleben führte ihn 1736 als Universitätsdirektor nach Frankfurt/Oder, ab 1749 baute er in Hanau eine Akademie für politische Führungskräfte auf und 1751 kehrte er als "Landschaftskonsulent", (Vertreter des Landtags und einer der höchsten Beamten des Landes) in seine württembergische Heimat zurück.

Dort geriet er ungewollt in Gegensatz zu den politischen Kräften im Herzogtum, vor allem zu dem verschwenderischen Herzog Carl Eugen, der das Land bedenkenlos ausplünderte für Prunkbauten, Jagden, Feste und Theater. Moser, prinzipientreu und unfähig zu Kompromissen und einer geschmeidigen Haltung, gab die ihm anvertraute Landschaftskasse trotz Versprechungen und Drohungen nicht heraus. Der Herzog sah in ihm schließlich - irrtümlich - das Haupt des Opposition, er ließ ihn 1759 verhaften und fünf Jahre im entlegenen Staatsgefängnis Hohentwiel in entwürdigender Einzelhaft festhalten.

Prinzipientreu auch hier, weigerte Moser sich, seine Freilassung auf dem Gnadenweg zu erbitten oder ein Schuldeingeständnis dafür zu unterschreiben. Die Isolationshaft zerbrach ihn dank seines immensen Fleißes und seiner Frömmigkeit

aber nicht. So dichtete er in seiner Haft fast 1.200 Lieder. Da ihm anfangs jegliches Schreibzeug verwehrt wurde, ritzte er Verse mit der Schuhschnalle auf die Steinwände oder er verwendete den Docht seiner Kerze zum Schreiben. Von seinen Liedern findet sich noch eines im württembergischen Gesangbuchanhang (Lied 591 "Großer Hirte aller Herden").

Der eingesperrte Moser wurde immer mehr zur Symbolfigur des Widerstandes gegen den despotischen Landesherren. 1764 musste er auf Druck ausländischer Mächte freigelassen werden, seine Rückkehr nach Stuttgart wurde zum Triumphzug. Als es im 19. Jahrhundert in Württemberg erneut zu Verfassungskonflikten kam, erinnerte man sich des unbeugsamen Mannes, er wurde regelrecht idealisiert. Daneben verklärten ihn pietistische

Erbauungsschriften als aufrechten Christen, der sein Los mannhaft und mit Gottvertrauen ertragen habe. In dem jetzt vorgelegten Buch werden Leben und Werk Mosers aus verschiedenen Blickwinkeln beschrieben. Der Jurist und der Politiker, der Pietist und der Staatsrechtler, der Liederdichter und der Journalist wird ebenso vorgestellt wie das komplizierte politische und rechtliche Netzwerk im alten Reich.

*Hans-Dieter Frauer*



# EINLADUNG

Der Arbeitskreis  
"für eine missionarische Diakonie"  
der Evangelischen Sammlung in Württemberg  
lädt ein:

## MENSCHENWÜRDE UND BIOTECHNIK LEBEN IN DER HAND DES MENSCHEN

**Referent:**

**Prof. Dr. Dr. Dr. hc. Günter Altner (Heidelberg)**

**Ort:**

**Pflegeheim Staigacker bei Backnang**

(Anfahrt über Strümpfelbach an der  
B 14 zwischen Backnang und Oppenweiler,  
beschildert)

Interessenten melden sich bitte bei:

Werner Volz

Kernerstraße 12

74405 Gaildorf

Telefon: 07971-7028

Fax: 07971-3673

E-Mail: [wernervolz@12move.de](mailto:wernervolz@12move.de)





Foto: Martin Lang

## Impressum

---

**Herausgeber:** Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Lessingstr. 3, 73760 Ostfildern (Nellingen)  
**Vorsitzender:** Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach  
**Stellvertretende** Dekan Hartmut Ellinger, Wiederholtplatz 4, 73230 Kirchheim/Teck  
**Vorsitzende:** Pfarrerin z. A. Elke Maihöfer, Bei der Kirche 8, 72224 Ebhausen  
**Geschäftsstelle:** Dipl.-Theol. Stephan Zehnle, Lessingstr. 3, 73760 Ostfildern (Nellingen),  
Tel. (0711) 34 11 202, Fax (0711) 34 11 201. eMail: stephan\_zehnle@web.de  
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle.

**Redaktion** Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer, Renate Klingler,  
**der Rundbriefe:** Elke Maihöfer, Stephan Zehnle  
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich.

**Konto:** Evangelische Sammlung in Württemberg  
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 600 606 06) Kto 414 271

**Rechner:** Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen  
**Layout/Satz:** Art Office, Martin Lang, Walddorfhäslach  
**Druck:** Druckerei Fischbach, Reutlingen